

Beilage zum frankenberger Tageblatt

Nr. 15

Donnerstag den 18. Januar 1934

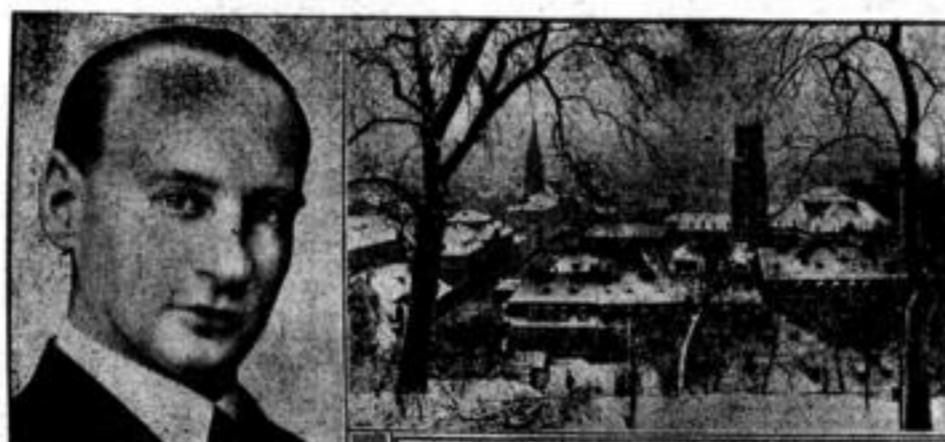
93. Jahrgang

Reichsgründung

Zum ersten Male begeht das deutsche Volk in diesem Jahre den 18. Januar unter dem Schutze des neuen Reiches. Als wir uns vor Jahresfrist an diesen Tage in dem Bekenntnis zu dem Werte Otto von Bismarcks zusammenfanden, da war es eine Zeit der innerpolitischen Ungeordnetheit, in der noch die Winternebel mit der Sonne der heretischen nationalen Erhebung kämpften. Heute dürfen wir uns in einem ganz anderen Sinne zu Bismarcks Wert bekennen. Denn die wahrhaft staatsbildenden Kräfte, auf denen der Eiserne Kanzler seine historische Tat begründete, sind inzwischen wieder in Deutschland zur Herrschaft gelangt und haben wenigstens schon die schlimmsten Folgen des Weimarer Zwischenreiches beseitigt.

Unser Geschick muß den Zustand Deutschlands vor Bismarcks Neugründung kennen, um zu erkennen, welches gewaltige Geschenk dieser große Staatsmann seinem Volke gemacht hat. Die Freiheitskriege, die zum ersten Mal einen elementaren Durchbruch des nationalen Gedankens brachten, waren in ihrer politischen Auswirkung unbefriedigend. Die deutsche Frage, die der hochgenutzte Sinn des Freiherrn vom Stein und anderer Männer damals zu lösen unternahm, blieb ungeklärt, weil ganz Europa sich nicht mit dem Gedanken abfinden wollte, daß dieses Deutschland eine deutsche und nicht eine europäische Angelegenheit war. Der Niedergang der deutschen Stellung in Europa hatte es mit sich gebracht, daß besonders seit dem Jahre 1848 fremde Staaten sogar von rechts wegen in die deutschen Dinge hineintraten, ganz abgesehen davon, daß die fremden Heere Deutschland mit Vorliebe als Kriegsschauplatz wählten. So groß die militärische Leistung des preussischen Staates in den Freiheitskriegen war, so wenig reichte sein politischer Einfluß aus, um die deutschen Dinge endgültig zu gestalten. Hinzu kam der historisch gewordene Gegensatz zwischen Preußen und Österreich im Reich, der in der Neuorganisation des Deutschen Bundes noch einmal in aller Form vorantreten wurde.

So war dieser Deutsche Bund, der zwischen 1815 und 1866 die politische Daseinsform des deutschen Volkes darstellte, ein widerspruchsvolles und ohnmächtiges Gebilde. Er war ein Wollwuschel im Aneinander, und die diplomatischen Methoden, die auf dem Bundeswege befolgt wurden, schützten dieses Wollwuschel gegen die Vordringlinge der Welt. Die kleinsten deutschen Staaten galten genau so viel wie die beiden Großmächte Preußen und Österreich, und jeder wertvolle Beschluß konnte durch den Einspruch eines einzigen Kleinstaates zunichte gemacht werden. So blieb der Versuch, eine wirksame Bundeswehrverfassung zu schaffen, in den ersten Anfängen stecken. Österreich hatte kein Interesse daran, den Deutschen Bund zu einem Machteinstrument werden zu lassen, weil es schon damals die ersten Nationalitätsforderungen in seinem Staate fürchtete, und die umliegenden Großmächte wünschten nichts sehnlicher als die Verewigung der deutschen Ohnmacht. Preußen aber, dem sein deutscher Beruf damals längst vorgezeichnet war, versank in den Jahrzehnten nach 1815 in den Zustand einer physischen und moralischen Schwäche. Die deutsche Einheitsbewegung aber, die auf der geistigen Grundlage des bürgerlichen Liberalismus aufgebaut war, ließ den Blick für die Notwendigkeit der Machter-



Das Saarproblem vor dem Völkerverbund

Oben links: Der Engländer G. C. Knox, der Präsident der Saar-Regierungskommission. Daneben: Bild auf das Zentrum von Saarbrücken, die Hauptstadt des Saargebietes. Unten links: Das Völkerverbindungsgebäude in Genf, in dem in dieser Woche der Völkerverbundstag tagt. Daneben: Karte des Saargebietes. Bei der jetzigen Genfer Tagung des Völkerverbundes steht vor allem das Saarproblem auf der Tagesordnung. Es liegt ein Antrag vor, eine Kommission einzusetzen, um die bisherige

Tätigkeit der unter der Kontrolle des Völkerverbundes stehenden Saarregierung zu überprüfen. Natürlich benutzt Frankreich sein politisches Vorkaufsrecht, den Völkerverbund, dazu, um wiederum zu versuchen, durch irgendwelche Maßnahmen die im Vertrag von Versailles vorgesehene Abtretung im Jahre 1935 zu hintertreiben. Frankreich weiß ja genau, daß die Zustimmung der Überwältigten Ausdruck des Wunschens der Saarbevölkerung nach der Rückkehr zum deutschen Mutterland ergeben wird.

hauptung und Machtergreifung im Staatsleben vermissen. Hier trübten sich die Folgen einer jahrhundertelangen Kleinstaaterei. Die Bismarcksche Lösung der deutschen Frage war bewußt auf den Kleinstaatlichen Gedanken eingestellt. In einer Zeit, in der die dynastischen Bindungen noch eine so übertragende Rolle spielten, konnte ein anderer Weg nicht beschritten werden. Das Wort der Einigung aber konnte nur gelingen, durch den Einsatz der preussischen Armee, die durch die Heeresreformorganisation König Wilhelms I. und Roon zu einem schlagkräftigen Instrument geworden war. Das moralisch-politische Übergewicht, das sich Preußen durch den Krieg von 1866 geschaffen hatte, genigte also, um die deutschen Stämme zum Kampfe gegen Frankreich zusammenzuführen und um im Völkervertrag zum ersten Male seit Jahrhunderten eine geschlossene deutsche Armee gegen Frankreich zu führen.

Das politische Ergebnis des Sieges war das neue Deutsche Reich, das von der Kaiserkrone der Hohenzollern überzogen war. Dieses Reich ist am Schluß der ungeheuren Belastungsprobe des Weltkrieges zerbrochen. Die Einheit der deutschen Stämme, die Bismarck unserem Volke gegeben hatte, ist nicht durch die politischen Einrichtungen des Weimarer Staates und durch die Pflichten der Parlamentarier aufrecht erhalten worden, sondern durch die deutschen Soldaten, die an dem Feuer des Weltkrieges zu einer unerschütterlichen Gemeinschaft verschmolzen worden sind. Diese deutschen Soldaten haben dem Reich gedankt durch die Zeit des Weimarer Zwischenreiches hindurchgetragen und damit bewahrt die Erbschaft derjenigen Kräfte des Volkslebens an-

getreten, die einst der großen Staatskunst eines Otto von Bismarck die rechte Grundlage gegeben hatte. Preußisch-deutsches Soldatentum hat das Reich von 1871 untermauert, es wird auch künftig der stärkste Träger und der Garant des Dritten Reiches sein.

Der Treuhänder

Ein Ueberblick über den Inhalt des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit, das in seinen wesentlichen Teilen am 1. Mai d. J. in Kraft tritt, stellt den Unternehmer als Führer des Betriebes heraus, die Angestellten und Arbeiter als Gefolgschaft, beide berufen, gemeinsam zur Förderung der Betriebszwecke und zum gemeinsamen Nutzen von Volk und Staat zu arbeiten. Auch hier wird also der Führergehalt in die Praxis umgesetzt. Der Führer hat aber nicht nur Rechte, und er hat vielmehr in erster Linie eine außerordentlich große Verantwortung. Das Hauptziel seiner Führertätigkeit ist, für das Wohl der Gefolgschaft zu sorgen; die Gefolgschaft wiederum hat ihm die in der Betriebsgemeinschaft bezündete Treue zu halten. In größeren Betrieben steht dem Führer der Vertrauensrat zur Seite. Um ein volles Einverständnis herzustellen, ist der Gefolgschaft Gelegenheit gegeben, zu der Bitte der Vertrauensmänner, die gemeinsam vom Führer des Betriebes und dem Obmann der nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation aufgestellt wird, durch geheime Abstimmung ihr Bemerkung abzugeben. Diese geheime Abstimmung erfolgt nach dem Muster der Volksabstimmung vom 12. November 1933, d. h. also: es wird über die gesamte Liste mit Ja oder Nein abgestimmt. Verfügt die Gefolgschaft dieser Bitte ihr Vertrauen und stimmt sie mit Nein, so beruft der Treuhänder der Arbeit die Vertrauensmänner in der erforderlichen Anzahl. Damit kommen wir zum Treuhänder der Arbeit überhaupt, dem in dem neuen Gesetz eine besonders bedeutame Stellung zugewiesen wird. Er wird der sozialpolitische Vertreter der Reichsregierung. Um ihm die nötige Vertrauensstellung zu geben, erhält er den Charakter eines Reichsbeamten mit allen Rechten und Pflichten.

Diese Treuhänder müssen natürlich durchaus verantwortungsbewußte Männer sein. Dem Reichsarbeitsminister selbst wurde bei der Erörterung des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit darauf hingewiesen, daß diese Männer es sich nicht nehmen lassen dürfen, sich unter Umständen unbehelligt zu machen. Das liegt im Bereiche der Stellung, die sie erhalten. Sie kommen zwar aus der Arbeiterschaft, aber ihre Aufgabe ist es, ausgleichend zu wirken.

Die Treuhänder der Arbeit haben, natürlich immer in enger Fühlungnahme mit der Reichsregierung und deren Vertretern über die Bildung und Geschäftsführung der Vertrauensräte zu wachen und in Streitfällen zu entscheiden. Sie haben, wenn die Gefolgschaft die vom Führer des Betriebes aufgestellten Räte der Vertrauensmänner ablehnen sollte, die Vertrauensmänner der Betriebe zu berufen und abzurufen. Sie müssen Entscheidungen des Führers des Betriebes über die Gestaltung der allgemeinen Arbeitsbedingungen, insbesondere der Betriebsordnung, nachprüfen und gegebenenfalls die erforderliche Regelung selbst treffen, wenn zu diesem Zwecke ihre Entscheidung von der Mehrheit des Vertrauensrates angefordert wird. Sie müssen bei größeren Entlassungen die bis-

Gladys kämpft um die goldene Kette

Roman von Hedda Lindner
Copyright Dr. Carl Wunder Verlag, Berlin W. 62
(Nachdruck verboten)

Liangern dagegen ist durchaus nicht wohl bei der Sache. Er überzeugt sich zwar immer mehr, daß von irgendwelcher Vorteilhaftigkeit für ihn, ja überhaupt von weiblichem Empfinden bei Gladys keine Rede ist, daß ihm von dieser Seite also keine Verpflichtungen erwachsen, die er nicht erfüllen kann und auch unbilligerweise nicht abnehmen würde. Aber sonst — die Beziehung zu Lilian steht ihm zwischen leidenschaftlichem Glück und tiefer Niedergeschlagenheit hin und her; er ist ein viel zu vornehmer Mensch, um nicht unter seiner Haltung Bedenke gegenüber Lilian zu leiden, und ihm wäre eine klare Lösung hundredmal lieber gewesen. Aber er ist zu sehr von Lilian abhängig, und dieser Widerspruch zwischen seiner sonstigen Energie und seiner hilflosen Schwäche dieser Frau gegenüber macht ihn zu einem innerlich unzufriedenen Menschen.

Aus dieser Stimmung heraus erscheint ihm eine Namensheirat mit Gladys in immer günstigerem Maße. Nicht so allein auf dem Fernhof sitzen, sondern einen guten Kameraden neben sich haben, mit dem man über alle Sorgen und Pläne reden kann — Lilian durfte man mit solchen Dingen nicht kommen — das mühte eigentlich sehr läßt sich sein. Dieser Gedanke gewinnt immer mehr Gestalt in ihm, unwillkürlich wird sein Ton gegen Gladys wärmer, freundlicher, was sie begünstigt, aber harmlos empfindet.

Lilian beobachtet die Entwicklung mit gespanntem Interesse, es geht ihr viel zu langsam vorwärts mit der ganzen Angelegenheit. Bedenke hat zwar ihrer Meinung, daß sie

sich an jenem Abend mit Liangern über Gladys ausgesprochen habe, aufnehmend geglaubt, — er liebt sie, und wenn man liebt, dann glaubt man, solange man irgend glauben kann — aber sie kennt kein Gefühl, kennt auch diesen Zug rücksichtsloser Entschlossenheit um den Mann. So steht er manchmal aus, wenn er zu Konferenzen geht — und dann kommt er immer als Sieger zurück. Sie fühlt sich sehr ungemächlich, wie, wenn er Gladys fragt, wann sie bei sonstigen Theaterunternehmungen nach Hause gefahren sind und dabei erzählt, daß sie das Berliner Nachleben durchaus nicht kennt — es mühte etwas gesehen und es muß bald geschehen. Lilian beschließt, einzutreten und das Tempo zu beschleunigen. Würderdem mühte sie über die Vermögensfrage von Liangern fünfziger Frau gern etwas hören, er ist schließlich wohlhabend, aber Angst nicht reich genug für größere Ansprüche.

Die Gelegenheit gibt sich bald. Sie haben in ihrer Dächleren Villa zusammen geschäftelt, sie beide allein, und sitzen nun im Wintergarten beim Koffa. Zum Nachschick hatte es Ananas gegeben. Gladys erzählt von den Ananasfeldern in La Paz und kommt dabei ins Plaudern über das ganze freie, ungezwungene Leben dort, den halben Tag im Sattel.

„Sie sind auch die geborene Gutsfrau“, meint Lilian Nebenwärtig, „so ein Haushalt, wie dieser hier — das ganze Leben in der großen Stadt, ich glaube, das würde Ihnen auf die Dauer nicht liegen.“

„Das glaube ich auch nicht“, meinte Gladys unbedarft, „wenn ich in Pittsburg meinen Vater besuchte, so ließ ich ihn habe — ich war doch immer froh, wenn ich wieder in La Paz war.“

„Wenn Sie also heiraten, mühten Sie am besten aufs Land heizen.“

„Heiraten?“ wiederholt Gladys langsam. Sie sieht plötzlich verwirrt, benommen aus.

„Kleines Schöpfchen“, sagt Lilian und beobachtet dabei ihr Gegenüber aus den Augenwinkeln.

„Sie sind doch dreizehnwanzig Jahre alt, da müssen Sie doch schon mal aus Heiraten gehabt haben.“

„Ja“ — Gladys ärgert, sie denkt an die vielen Angebote, die der Tochter von John Mac Carrick folgten, doch in sie drängen ihren Fuß sehte, und die ihr nie mehr als ein mittelbig geringfügiges Daheln entlocken konnten, ja, eigentlich nein, an Heiraten habe ich früher nie gedacht.“

„Aber jetzt denken Sie daran?“ fragt Lilian rasch.

Gladys weiß selbst nicht, wie ihr dieses früher so plötzlich auf die Lippen kam, sie ist verlegen und schweigt.

„Ach, haben Sie denn kein Vertrauen zu mir“, sagt Lilian in ätzlich überredendem Ton, aber Gladys fühlt instinktiv das Unwahre darin, sie schweigt weiter, während eine dunkle Rote ihr ins Gesicht steigt.

Lilian deutet ihre Verlegenheit richtig. „Ich weiß doch ganz genau, wer sehr, sehr froh sein würde, wenn Sie seine Frau sein wollten.“

Das macht die Bitte, daß mir so schwindelig ist, denkt Gladys und vergißt dabei, daß sie ganz andere Temperaturen gewöhnt ist. Sie fährt rasch mit der Jungemühe ein paar mal über die trocknen Lippen, ehe sie heiser fragt: „So?“

„Natürlich“, lacht Lilian, „Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß Sie nicht längst gemerkt haben, wie sehr sich Liangern für Sie interessiert.“

Gott sei Dank, denkt sie, jetzt ist es heraus.

Gladys sieht ganz still. In ihrem Kopf geht ein Wahlrad herum, dem ganze Raum scheint vor ihr zu tanzen. Sie hat sich bisher nie eingesehen wollen, warum sie in Berlin blieb, warum sie immer zu dieser Frau mit dem sanften Lächeln und der etwas lächeligen Stimme kann — man gibt es kein Beredsamkeit mit sich selber

mehr. Um den Mann, nur um den Mann — doch dieses eingeschoben zu müssen, überwältigt sie fast.

Lilian beobachtet sie mit mißtrauischer Betroffenheit. Sie sieht so still, die Augen niedergeschlagen, das verstoffelte Gesicht läßt die Gedanken nicht erraten. Plötzlich paßt sie eine rasende Blut auf das reißende Gesicht, das vielleicht wagen könnte, ihre Pläne, die Pläne, die ihre Rettung bedeuten, zu durchkreuzen, und ihre Stimme klingt sehr scharf, als sie nun sagt: „Sie scheinen nicht zu begreifen, was es heißt, wenn ein Mann wie Liangern sich um Sie bemüht?“

„Jetzt schlägt Gladys die Arter auf und sieht der Frau ins Gesicht. „Um mich bewirbt? Hat er Sie beauftragt, mir das zu sagen?“

Lilian beugt sich auf die Lippen, verflucht, mit soviel Empfindlichkeit hat sie nicht gerechnet. Damm lacht sie in gut gespielter Etschreden: „Um Himmels willen, wenn er würde mich küssen ob meiner Indiskretion, wenn er nicht, daß ich mit Ihnen darüber gesprochen habe. Wir sind so alte Freunde von Jugend auf, da hat er mir sein Herz ausgeschüttet, wie sehr er sich auf den Fernhof eine Frau wünschte, wie Sie es sind; die seine Interessen teilen und auch seine Pferdepassion. Aber ich kenne doch seine schwerfällige Natur, bis er sich damit herabtraut, hobt ihr beide graue Haare. Ich wollte auch helfen, darum habe ich sein Geheimnis verraten.“

Diesmal entgeht Gladys der falsche Unterton. Inmpulso streckt sie Lilian die Hand entgegen: „Verzeihen Sie, und ich danke Ihnen, Sie sind sehr gut zu mir.“

„Na, endlich hat's geklappt, denkt Lilian befreit, während sie Gladys gerührt umarmt. Dann fragt sie vorsichtig: „Wissen Sie aber auch Kleines, daß Sie keinen sehr reichen Mann bekommen? Hoffentlich sind Sie nicht zu verwohnt?“

(Fortsetzung folgt.)